



Abicht, nach mancher wichtige Vorlage während dieser Tagung zum Abschluss zu bringen, die theils noch im Bundesratsebene liegen, theils für diesen noch vorbereitend sind. Es gewinnt den Anschein, als ob die Entscheidung von dem Gange der Verhandlungen über die Zensurgesetze abhängig gemacht werden möchte. Es bezieht sich hier die Meinung auf die Durchföhrung ihrer Vorlagen besteht und für seine befristet, irgend eine Umarbeitung oder gar einen völlig neuen Entwurf zu schaffen beabsichtigt.

Der „Vos. Zig.“ wird aus Friedrichsruh geschrieben: Fürst Bismarck hat, was das nicht anders zu erwarten war, den ganzen Winter hindurch noch die Nachwehen der schweren Krankheit, die ihn im vorigen Herbst befallen hatte, verspürt; heute aber kann man sagen, der Gesundheitszustand des großen Fürsten ist wieder völlig auf dem Standpunkt wie vor dem Stillinger Aufenthalt. Die ärztlichen Eingriffe in Bezug auf Kränken und Bänden, denen der Fürst sich noch im vorigen Monat unterziehen mußte, sind deshalb auch aufgehoben. Mit dem körperlichen Wohlbefinden hat sich natürlich auch die allgemeine Stimmung des Fürsten, die übrigens nicht sehr weit herunter war, gehoben, und gerne verplaudert der Fürst ein paar Stunden mit den Besuchern, die das Herrenhaus in Friedrichsruh neuerdings wieder häufiger sieht, als in den letzten Monaten. Wie sehr gefräßigt sich der Fürst fühlt und welches Zutreten er selbst in die Dauerhaftigkeit dieses Zustandes sieht, beweist der Umstand, daß er nicht nur seine längeren Fahrten durch den Sachgau wieder aufgenommen hat, sondern auch dieser Tage davon sprach, nächstens einmal wieder zu Pferde zu steigen und seine im früheren Jahre fast täglich ausgeführten Spaziergänge dem Tagesprogramm einreihen zu wollen. Nach allem dieses sieht zu erwarten, daß der Fürst die ihm am 1. April bevorstehenden Strapazen mit Leichtigkeit ertragen wird; gering werden diese nicht sein, wie man aus der großen Anzahl der schon gemeldeten Deputationen schließen muß.

Der Reichskanzler Graf Caprivi hat in einem Dankestelegramm die ihm angetragene Ehrenbürgerwahl der Stadt Danzig angenommen. **Ueber die nachträglich gewordenen Ersatzwahlen zum Reichstage** schreibt man uns aus Berlin: Für die durch die Mandatsübertragung des Grafen v. Schölnau-Platow erforderlich gewordenen Ersatzwahl zum Reichstage wird als konservativer Kandidat der Landtagsabgeordnete Gustav Adolf Hilgendorff genannt. Die Antikemimen stellen den dort im vorigen Jahre und eben erst in Mecklenburg unterlegenen Kandidaten v. Wolff an. Für den Reichstags-Präsidenten Hilgendorff stellen die Antikemimen zur Reichstagsersatzwahl an Stelle des Herrn von Kroschke den nachfolgenden Briefe in Argentin auf. Derselbe candidirte bereits bei der vorigen Wahl in diesem Wahlkreise.

**Ueber unzureichende geistliche Versorgung unserer Marine** beklagt sich die „Kreuzzeit.“ Für die ganze Marineflotte, deren Divisionen sich in Wilhelmshafen und Kiel befinden, ist nur ein einziger Marinepfarrer vorhanden. Von Kiel aus gehen vom Kommandeur die Befehle nach Wilhelmshafen darüber, wo der Pfarrer den nächsten Sonntag predigen soll. Die erste Predigt hat in Folge dieser Verhältnisse im ganzen vorigen Winter keine Gehörtlichkeit gehabt. Während die Zeit auf dem Schiffe jeden Sonntag den Vorlesungen gemäß Gottesdienst gehalten, aber das ist erklärlicher Weise ungenügend; die Offiziere lesen Bruchstücke von Predigten u. s. w. vor. Auf dem städtegenösslichen „Storch“ war, obwohl eine etatsmäßige Stelle dafür vorhanden ist, bei seiner letzten Fahrt kein Marinepfarrer. Unmittelbar vor Antritt der Reise wurde Marine-Pfarrer Heine an Bord kommandirt; der Kommandeur verworgerte aber seine Aufnahme, da er nicht rechtigkeitsmäßig davon benachrichtigt worden und keinen angemessenen Raum für den Pfarrer hatte. Heine ist nun in seine Heimat zurückgekehrt. Wenn auf die etatsmäßigen Stellen kein Geistlicher kommt und dieser keine Zeit anders verwenden muß, so ist das um so mehr zu bedauern, als im Grunde genommen bei der heiligen Vernehmung der Marine nicht genug Marine-Pfarrern vorhanden sind, um dem gemeintlichen Bedürfnisse zu genügen.

In Bezug auf die Reform des **Mädchenschulwesens** gehen jetzt Bemühungen und eine Anzahl von Fragen durch die Zeitungen. Zunächst liegt, nach der „Kreuzzeit.“ die Angelegenheit so, daß im Kultusministerium der Entwurf eines Schulplans für die höheren Mädchenschulen ausgearbeitet ist und in kurzer Zeit durch eine Konferenz unter Vorsitz des Kultusministers einer endgültigen Beratung unterzogen werden soll.

Nach einem Telegramm aus **Dar es Salsan** vom 22. d. Ms. ist der Kaiserliche Gouverneur Th. von Schale von dem Kaiser zu Lande direkt nach Kilm zurückgekehrt, nachdem er unterwegs die **Wahlkreisgründung** geleistet hatte. Die von ihm geleitete Expedition hat zwischen dem Quellen des Heng und dem Kaiser bis zum Kaisersee ein reiches Vorkommen, das nicht bloß zu Plantagenanlagen aller Art, sondern auch zu Viehzucht und zu Aufzucht europäischer Fellebauer geeignet ist.

Vor Kurzem tagte in Paris ein **Kongress der französischen Zuckerindustriellen**, welcher von dem Verbande der Zuckerindustriellen genannter Branche einberufen war und eine reichhaltige Tagesordnung erzielte. So brachten beispielsweise die Verhandlungen der technischen Section ein geistreiches neues Material zur Kenntnis der Versammlung dessen wissenschaftliche Verarbeitung und Herstellung den Ausgangspunkt neuer Fortschritte in der Zuckerfabrikation bilden dürfte. Unter Anderem wird auf einen Bericht des Kongressmitglied's Klant vernommen, welcher sich mit den, aus der Anwendung von Futtermitteln in vielen Zuckerfabriken erscheinenden Zuckererzeugnissen bezieht, welche die Analyse, die bei der Verfeinerung dienlichen mechanischen Hilfsmitteln. Ueber die Nothwendigkeit der Herstellung einer **internationalen Zuckerindustrie**, welche die Zuckerindustriellen rechtlich mit Informationen versorgt, über die Vereinheitlichung der statistischen Methoden zur Erleichterung des internationalen Verkehrs, so erläuterte Herr Delot einen eingehenden Bericht. Derselbe dürfte von dem Verbande der französischen Zuckerindustriellen zum Ausgangspunkte weiterer positiver Anstrengungen nach der beschriebenen Richtung genommen werden.

### Zum deutsch-russischen Handelsvertrage.

Der „Hamd. Kor.“ läßt sich aus Berlin schreiben: An das Zustandekommen des deutsch-russischen Handelsvertrages knüpft sich die Hoffnung, daß die Wechselbeziehungen zwischen beiden Reichen auch in künftigen Jahren immer besser und freundlicher gestalten. Dieser Hoffnung knüpft sich zu einem großen Theile auf den lebhaften Wunsch, den der Kaiser von Rußland persönlich an dem Zustandekommen des Vertrages genommen hat, und auf dessen Befriede

Tendenzen. Sie scheint nun neuerdings weitere Nahrung durch den Inhalt eines Telegramms erhalten zu haben, mit dem Kaiser Alexander III. die Nachricht von der Annahme des Vertrages im Reichstage beantwortet hat. In dieser Depesche ist, wie glaubhaft berichtet wird, die weitere Erörterung der Frage der gegenseitigen Beziehungen und zwar von Berlin zu Berlin für den Herbst in Aussicht gestellt. — Hierzu bemerkt die „N. N.“ officios: „Nach unseren Informationen ist in hiesigen maßgebenden Kreisen von der Eröffnung einer Depesche des Inhalts nichts bekannt.“ — Nach der „N. N.“ hat allerdings anlässlich des Zusammenkommens des deutsch-russischen Handelsvertrages zwischen dem Kaiser von Rußland und S. M. J. Kaiserin dem deutschen Kaiser ein **Depeschenwechsel** stattgefunden. An demselben hat es sich jedoch nur um den Austausch der Kreuze über das Gelingen des Vertragswertes und keineswegs um eine Dispositionen für die Zukunft gehandelt.

Damit werden denn auch alle die Kombinationen und Mutationen hinfällig, die von den für den Handelsvertrag schwärmenden Blättern an dieses Telegramm geknüpft worden sind. Was da alles erwartet wurde, zeigt folgende Auslassung der „Vos. Zig.“: „Wie weit es gelingen wird, den guten Willen zur Erhaltung des europäischen Friedens in Worten und gute Bindnisse umzusetzen, wie weit als Folge davon eine Veränderung der hiesigen See- und eine allgemeine europäische Währungsfrage gedacht werden kann, das ruht noch im Bereich der Spekulation. Soviel ist aber heute schon gewiß, daß sich der Vertrag mit Rußland als ein Friedenswert im vollen Sinne des Wortes bewährt und fortwährend noch weiter bewähren wird. Wenn heute der politische Horizont weniger dunkel Wolken zeigt, als seit langen Jahren, so darf man dafür die hauptsächlichste Ursache darin sehen, daß die geschickte Vertragspolitik der Regierung zuzuschreiben.“ — In Wirklichkeit wäre der Grund für die augenblickliche politische Ausspannung weniger in der Geschicklichkeit der beiden, als in der Ungeschicklichkeit der französischen Diplomaten zu suchen, die den Garen dadurch ein wenig verstimmt haben, daß sie ihn in inkonsequenter Weise aus dem Vertrag schloßen wollten. Der Hauptgrund ist jedoch der, daß Rußland mit der Neubewaffung seiner Armee noch nicht fertig ist, und daß der russische Finanzminister das Geschäft mit der Berliner Börse, das von der „Nat.-Ztg.“ so warm empfohlen wird, noch nicht gemacht hat. Sobald erst das deutsche Geld in die russischen Taschen gemandert ist, werden die Russen schon eine andere Meise anfließen.

### Ungarn.

Der **Reichstag** der **Ungarischen Reichsversammlung** beschloß einstimmig, der Familie Kossuth's die Theilnahme auszusprechen, einen Kranz an Sarge niederzulegen und eine Deputation unter Führung des Vize-Bürgermeisters nach Turin zu senden, um dort die Leichenfeier zu veranlassen. Die hauptstädtliche Kommune will ein Leichenbegängniß auf eigene Kosten veranstalten, die Leiche Kossuth's nach Pest überführen, in einem Ehrentrage bestatten und ein Mausoleum errichten. Bis nach erfolgter Beerdigung hat der Ministerpräsident eine besondere Kommission eingesetzt. Ein aus Bürgern aller Parteien gebildetes Komitee beschloß Sammlungen in ganz Ungarn bezweckend die Errichtung eines Denkmals für den Vorkämpfer zu veranlassen.

Die Ueberführung der Leiche Kossuth's nach Ungarn wird voraussichtlich nicht vor Montag oder Dienstag stattfinden, da die ungarischen Abordnungen erwartet werden. Der Sohn Kossuth's reist nach Genua, um die Beerdigung zu erlangen, das Leichen feier Mutter und ein Schwester ausgesprochen werden dürfen. Dieselben sollen zusammen mit der Leiche Kossuth's nach Ungarn überführt werden.

Die **Leiche Kossuth's** wird Freitag hier eintreffen und 40 Stunden lang im Nationalmuseum ausgestellt werden. Die Beerdigung findet am Sonntag Vormittag 10 Uhr auf dem Kerepeser Kirchhofe mit großem Gepränge statt. — **Budapest, 23. März.** In verschiedenen Stadttheilen fanden gestern Abend **große Demonstrationen und Anheftungen** statt. Ein großer Pöbelhaufen, unterstützt von einer Schaar Exponenten, sowie von Wühlheben verheerete Turm und Sport-Bezirke, wurde zerstört. Ein Mann wurde erschossen. Der ungarische Pöbel fand vor dem Opern- und National-Theater Platz, woselbst der Pöbelhaufen in das Haus eindrang und den **Abbruch der Vorlesung** erzwang und die Insassen der Logen insultrirte. Die eingehende Polizei wurde in die Flucht gejagt. Auf beiden Häusern wurden gewaltsam Trauerfahnen angebracht und in benachbarten Privathäusern, welche keine Trauerfahnen angebracht hatten, wurden die Thüren und Fenster eingeschlagen. Erst einem großen Polizeiaufgebot gelang es, die Ruhe wieder herzustellen und Verhaftungen vorzunehmen. Die ganze Demonstration, bei welcher viele Verwundungen vorgekommen sind, ist augenscheinlich von Studenten **arrangirt** und geleitet worden.

**Italien.** Entgegen den Nachrichten, daß die Regierung nur auf der Rentensteuer beschränkt, sonst aber alle anderen, von der Finanzkommission vorgeschlagenen Änderungen annehmen und die Zulage machen würde, die von der Kommission vorgeschlagenen Erparnisse, besonders die militärischen, von Neuen in Erwägung zu ziehen, wenn das Vollmachtengebot bewilligt würde, schreibt die „Riforma“, es sei nur wahr, daß die Regierung auf der Rentensteuer, wie sie von ihr vorgeschlagen sei, bestes; alles Uebrige sei fernzubringen.

Ministerpräsident Crispien wird den medizinischen Kongress mit einer Rede eröffnen. Der König spendete für den Kongress 2000 Lire.

Zur **norddeutschen Verständigung** zwischen Frankreich und Italien sprechen die Blätter aller Parteien ihre lebhafteste Befriedigung aus und reproduziren die Kundgebungen der italienischen und der Pariser Handelskammern, in welchen fast täglich nachgewiesen wird, daß der Handel beider Länder durch den Zollkrieg um 500 Millionen jährlich geschädigt worden ist.

**England.** Lord Rosebery gab in einer Versammlung der Mitglieder der Londoner Grafschaft die Erklärung ab, das jetzige Ministerium werde sich mehr mit der Verbesserung der Lage der Arbeiter beschäftigen, als dies bisher der Fall war. Wenn den Arbeitern keine Forderung bewilligt würde, würden Ereignisse eintreten, welche schlimmer seien als der Krieg. Ueberhaupt müsse ein neuer Geist die Politik im Ministerium leben.

— **Galatene** hat an seine Wähler ein Schreiben gerichtet, in welchem er die politischen Ereignisse der letzten Jahre erörtert und bemerkt, das neuwertigste Merkmal aller parlamentarischen Arbeiten für Großbritannien werde erst dann er-

zielt sein, wenn den Inseln die ihnen gebührende Gerechtigkeit zu Theil werde. Der **Minister des Unterrichts** und **Minister Mundella** erscheint unermüdet wegen seiner bevorstehenden öffentlichen Examinations vor dem Konferenzgericht als Mitbetheiliger der **Wenckebach-Lamp**, der unerschütterliche Parast zur Zeit gelangt wird. Drei weitere Parlamentarier sind gleichfalls in diese Angelegenheit verwickelt.

**Rußland.** Die „Rus. Kor.“ meldet aus Petersburg, der Minister des Innern habe sämtliche Gouverneure angewiesen lassen, allen ausländischen, mit dem vorgeschriebenen Passivum der russischen Konsulate im Ausland versehenen, in Rußland reisenden Juden ohne vorherige Anfrage bei dem Ministerium die im Hofe vermerkte Aufenthaltserlaubnis ohne Weiteres zu gestatten.

Die **russischen Grenzposten** erhielten den Befehl, von Ende März bis zum 10. April (also in der Zeit, in welcher in Galizien die **Rosjinski-Feier** stattfindet) nur solche Reisende die Grenze überschreiten zu lassen, welche mit Passivscheinen versehen sind.

Der **Direktor des geistlichen Seminars** in **Polzener**, Peter Hochalkowski, konnte sein Stellvertreter nicht finden, und wegen angeblicher galizischer Conspiration nach **Sibirien** verbannt worden.

**Spanien.** Die Explosion auf dem Brack des Dampfes „**Madrid**“ fand gestern Abend 9 Uhr in dem Augenblicke statt, als der Gouverneur die technische Kommission verlassen hatte. Die Ursache der Explosion ist unbekannt. Die Arbeiter wurden bei elektrischem Lichte ausgeführt. Nach den letzten Informationen sollen 10 Personen getödtet und 27 verwundet sein; mehrere Personen werden vermisst. Die Gebäude haben keine Schäden gelitten. Die von Angst und Furcht vor neuen Explosionen ergriffene Bevölkerung durch die Straßen und flagte die Behörden laut des Mangels an Nahrung an. Die benachbarten Städte wurden um Truppen- und Polizeiverstärkungen gebeten. Die Wachen wurden verläßt, Patrouillen durchziehen die Straßen. Um 3 Uhr Morgens herrschte Ruhe.

**Türkei.** Die **Porte** hat der Regierung von Montenegro vorgeschlagen, eine gemischte Kommission zur Untersuchung des jüngsten Zusammenstoßes an der Grenze einzusetzen.

**Serbien.** Das größte Aufsehen erregt die **Verhaftung des Präsidenten** des Deputirtenhauses, des Fürstens der **Kabalen**, **Ranko Djadjich**.

Von Herrn Prof. Dr. Friedberg geht uns folgen

### Erklärung

zu. Meine Abstimmung über den Russischen Handelsvertrag ist künftlich zum Gegenstande der Verhandlung im Nationalliberalen Verein gemacht worden. Da ich in der betreffenden Versammlung nicht zugegen sein konnte, möchte ich auf diesem Wege meinen Standpunkt darlegen und ihn gegen vielfache Mißdeutungen, die er erfahren hat, schützen.

Es wird mir vorgeworfen, daß ich die Interessen meines Landtagswahlkreises denen meines Reichstagswahlkreises nachgestellt habe. Das widerlegt sich am besten dadurch, daß auch in meinem Reichstagswahlkreise gewißlos die Majorität meiner Wähler zu den Anhängern des Handelsvertrages zählt. Wenn man also die Frage so stellt, so habe ich gegen die Interessen meiner beiden Wahlkreise verfahren.

Wenn es demnach nicht lokale Gründe waren, die mich bei meinem Motum bestimmten, so wird es wohl meine prinzipielle Auffassung gewesen sein. Und das ist in der That so. Ich habe überall und von jeher — zuletzt noch in einer Rede, am 25. Januar — betont, daß ich gegen Handelsverträge mit solchen Ländern bin, welche eine unterwerthige und schwankende Valuta haben.

Diese Anschauung theilen bedeutende Nationalökonomien, wie Wagner, Schaffle, Mas-Novski u. A. Auch Johannes Conrad leugnet den schwerwiegenden Einfluß der Valutaschwankungen nicht, wemgleich er daraus nicht eine Verwerfung der Handelsverträge herleitet. Die traurigen Folgen, welche der Niedgang der italienischen Valuta für nach dem Abschluß der Handelsverträge für unsere Industrie gehabt hat, erläutert diese Wirkungen auf das schlagendste.

Ich habe diesen Standpunkt in meinen Wahlfreden im Sommer 1893 stets offen ausgesprochen und es kann dieses Niemand ernstlich verwundern, wenn ich in Konsequenz dieser Auffassung gegen den Russischen Handelsvertrag gestimmt habe. Thatächlich ist mir auch aus meinem stark industriellen Reichstagswahlkreise bisher keine Wechselschwer über meine Abstimmung, die im Voraus bekannt war, zugegangen.

Wenn aus der letzteren gefolgert wird, daß ich in das Lager der Agrarier übergegangen bin, so ist das zwar eine bequeme Redewendung für meine politischen Gegner, entspricht aber nicht der Wahrheit. Ich bin sonst Agrarier, als es jeder Verständige Miß ist, bei der Maßgabe der Landwirthschaft anerkannt, gern gezeichnete Mittel zur Abhilfe unterstützt. Mit den „Agrariern“ als politische Partei stehe ich in keinem Zusammenhange. Meine wirtschaftlichen Ansichten schätzen die Wichtigkeit völlig an. Eine einseitige Verengung der Landwirthschaft durch die Gesetzgebung, wie sie jetzt leider vielfach angestrebt wird, würde niemals meine Unterstützung finden.

Ich hoffe, daß diese kurzen Darlegungen zu einer gerechtere Würdigung meines Standpunktes auch seitens derjenigen beitragen werden, welche in diesen Fragen eine von der meinsten abweichende Ueberzeugung haben.

Halle a. S., den 22. März 1894.

**Dr. Robert Friedberg,**

Reichstags- und Landtags-Abgeordneter.









## Der schläfrige Dragoner.

[8]

Eine heitere Kriminalgeschichte von Hans Blum.

(Nachdruck verboten.)

Dann sagen Sie ihm, daß Sie über den Einbruch der vorigen Nacht befragt worden sind."

"Aber wenn er weiter fragt, was der Herr Kommissar mir gesagt haben?"

"Dann antworten Sie, das sei Amtsgeheimniß."

"Amtsgeheimniß" — ächzte Blinkmann. "Amtsgeheimniß! Das mag für Sie was recht Schönes sein, Herr Sicherheitskommissar. Aber wenn ich meinem gnädigen Herrn mit dem Amtsgeheimniß komme, so jagt er mich fort. Denn „Diplomaten kann er nicht brauchen“, hat er gesagt."

"Nun, so antworten Sie ihm: „was ich Ihnen gesagt, hätten Sie vergessen“. Nun lassen Sie uns aber zur Sache kommen, Blinkmann. Ich rede und handle ja nur im Interesse Ihres Herrn, um den Dieb zu entdecken, und dessen Raub Ihrem Herrn wiederzuschaffen. Und dazu bedarf ich Ihrer Aufmerksamkeit — vielleicht sogar Ihrer Hilfe. Also hören Sie mir zu — Achtung für die Paroleausgabe!"

Das im Tone des militärischen Befehlshabers gesprochene Kommando des ehemaligen Reisereservoffiziers brachte zwar Blinkmann's Widerrede zum Schweigen. Aber dennoch hörte der ehrliche Mensch dem Beamten unnuhig zu. Er sollte seinen Herrn belügen. Das muthete ihm ein Beamter zu, der vorgab, der öffentlichen Sicherheit im Allgemeinen und den persönlichen Interessen der Excellenz im Besonderen zu dienen. Unter dem peinlichen Eindruck dieser Gedanken folgte Blinkmann Anfangs den Worten des Kommissars nur mit halbem Ohre, als habe er sich innerlich entschlossen, sie wirklich zu vergessen oder gar nicht erst in sich aufzunehmen. Aber je länger er zuhörte, um so aufmerksamer wurde er, um so eindringlicher prägte sich jedes dieser Worte seinem Gedächtnisse ein.

"Sehen Sie, Blinkmann," sagte der Kommissar zusammenfassend, "Alles, was wir erörtert haben, deutet darauf hin, daß der Dieb nicht durch das Garderobfenster ein- und ausgestiegen ist, sondern daß er im Hause war und blieb. In dem ganzen Hausgrundstücke befanden sich nun aber gestern Nacht, als Sie zur Ruhe gingen, nur fünf Personen: der Hauswirth, seine Köchin, der Herr Generalmajor, Sie und Schwermisdorf. Von diesen fünf eben genannten Personen nun hat Herr Apollo Sabinius Müller und seine Niese den Diebstahl gewiß nicht verübt. Auch der Herr Generalmajor hat sich nicht selbst bestohlen — ja, Blinkmann, lachen Sie nicht, — das kommt gar nicht so selten vor, wenn z. B. Jemand seinen Gläubigern vorpiegeln will, er sei bestohlen worden und könne deshalb nicht zahlen. Von unseren fünf Personen bleiben also nur noch Sie und Schwermisdorf übrig. Sie sind vollkommen ehrlich, Blinkmann."

"Schwermisdorf auch", versicherte Blinkmann treuherzig.

"Nun ja, gewessen", warf der Kommissar ein. Wir werden ja sehen! Aber nehmen Sie einmal an, Schwermisdorf sei unehrlich. Er habe sich, seitdem seine Entlassung für den 1. Juli feststand, in den Kopf gesetzt, seinen Herrn zu bestehlen, um sich dadurch die Mittel zu schaffen, nach seiner Entlassung gut zu leben oder ein kleines Geschäft zu begründen und dergleichen. Da brauchte Schwermisdorf nur die Verschürung des Vorrathskammerfensters am Tage vor der That vorzunehmen — Sie kamen ja doch nicht in diese Kammer — denn leise Ihr gemeinsames Schlafzimmer Nachts zu verlassen — Sie wachten ja doch nicht auf, dann öffnete er das Pult seines Herrn und beraubte diesen. Dann eilte er in die Garderobe, knüpfte hier eine beliebige Anzahl Kleider des Herrn zusammen, um den Verdacht von sich abzulenken; er besetzte den Strick, den er zuvor am Nachbarbau abgeschnitten und vermuthlich in der Garderobe verborgen hatte, am Fensterkreuz und schloß den Zugang der Garderobe vom Vorlaal aus ab. Dann ging er durch die noch freie Thür zurück ins Arbeitszimmer des Generalmajors und verschloß auch diese Verbindungstür zwischen der Garderobe und dem Arbeitszimmer, zog den Schlüssel ab und legte ihn auf oder unter irgend einen Schrank auf dem Saalfur."

"Dann kehrte er in Ihre Kammer zurück, verschloß leise die Thür von innen, steckte den Schlüssel zu sich, und überzeugte

sich, ob Sie noch fest schliefen. Dann weckte er Sie und suchte Sie zu hindern, den Herrn zu wecken, um dessen Aufmerksamkeit von seinen ferneren Schlichen fern zu halten. Als Sie später die Vorzimmer abfuchten, steckte er den Schlüssel zu Ihrer Kammer vom Saalfur aus an."

"Aber wie kommt der Garderobthürschlüssel unter das Fenster, wo der Strick hing?" warf Blinkmann ein.

"Nichts einfacher als das, Blinkmann. Als Schwermisdorf ohne Mühe nach der Polizei rannte, war es noch Nacht. Der Zugang zu der Stelle, wo der Strick hing, ist von der Straße aus völlig frei. Er brauchte nur ein paar Schritte vom Wege zu thun oder auch nur den Schlüssel von der Straße aus unter den Strick zu werfen, so lag der Schlüssel da, wo er gefunden wurde."

"Aber bedenken Sie noch Eins, Blinkmann. Warum ließ denn der Spitzbube überhaupt diesen Schlüssel nicht einfach stecken, wie den andern, der innen an der Saalfurthür stecken gefunden wurde? Er konnte doch diesen Schlüssel zu gar nichts brauchen; er setzte sich durch dessen Besitz nur der Entdeckung aus. Auch Schwermisdorf will uns ja glauben machen, der Thäter habe schon, als er am Erdboden angekommen war, den Schlüssel fallen lassen. Anders liegt die Sache, wenn Sie Schwermisdorf für den Dieb halten. Schwermisdorf mußte den Schlüssel zu seinem Rückzug benutzen, und er mußte ihn abziehen, um sich nicht zu verrathen."

"Aber dem Herrn Generalmajor sind auch ein Paar Sporenstiefel gestohlen worden. Was sollte Schwermisdorf damit?" bemerkte Blinkmann ungläubig.

"Das ist wieder nur ein Beweis für die Schuld Schwermisdorfs", erwiderte der Kommissar sicher. "Tragen konnte der Dieb die Stiefel sicher nicht, ohne vom ersten Schutzmann arretirt zu werden, nicht wahr, Blinkmann?"

"Aber verlegen oder verkaufen, Herr Kommissar."

"Das ebenso wenig, Blinkmann, denn vor Aufgang der Sonne waren schon alle Pfandleiher von uns benachrichtigt, auf die besagten Sporenstiefel zu fahnden."

"Aber der Dieb hat sie doch angezogen. Man hat ja einen Abdruck der Stiefel am Fuße des Stricks gefunden."

"Sagen Sie: einen Abdruck, Blinkmann, so haben Sie einen neuen Schuldbeweis gegen Schwermisdorf!" rief der Kommissar triumphirend.

"Zu Befehl — wie meinen Sie das?"

"In dem weichen rothgelben Lehmbofen zwischen dem Neubau und Müller's Haus bis zur Straße müßten mindestens zwei oder drei derartige Abdrücke sich gefunden haben, wenn der Dieb in diesen Stiefeln entflohen wäre!"

"Aber wann sollte Schwermisdorf die Stiefel entwendet, den Eindruck im Boden gemacht haben?"

"Wann trug denn Ihr Herr diese Stiefel?" fragte der Kommissar dagegen.

"Zur Parade."

"Und wußte das Schwermisdorf?"

"Ja."

"Gut. Er wußte also, daß sie 'gestern Abend keinesfalls mehr gebraucht wurden. Er befechtigte sie gestern schon, und als er in der Dunkelheit den Baustrick nebenan abschnitt, prägte er auch die Stiefelspur in den Boden."

"Es wäre furchtbar!" stieß der biedre blaue Dragoner aus.

"Wo hin aber wären die Stiefel gekommen?"

"In den Strom, mein Lieber! Der stieß ja nicht weit von Müller's Haus. Und nun noch Eins, Blinkmann!"

"Zu Befehl, Herr Kommissar."

"Wer begleitete denn die gnädige Frau ins Theater?"

"Manchmal Excellenz, manchmal das gnädige Fräulein. Manchmal ging sie auch allein."

"Und wenn sie allein ging? Wer begleitete sie da nach Hause?"

"Schwermisdorf."

"Hat sie niemals etwas in dem Schrank ihrer Loge ver-

geffen, niemals dem Schwermisdorf den Schlüssel zu diesem Schranke eingehändig, um das Vergessene zu holen?"

Blinkmann sann eifrig nach.

"Ja, besinnen Sie sich nur, Blinkmann." —

"Da fällt mir allerdings etwas ein, Herr Kommissar."

"Nun?" —

"Es war gerade am Tage der Abreise der gnädigen Frau — als Alles schon ziemlich gepackt war — da vermischte sie ihren Operngüder. Der sei noch im Logenschrank. Schwermisdorf wurde abgeschickt, ihn zu holen. Sie beschrieb ihm den Schlüssel, der im Körbchen auf dem Schreibtisch von Excellenz liege. Schwermisdorf holte den Schlüssel und dann das Opernglas und trug den Schlüssel wieder in das Körbchen!"

"Da hätten wir eigentlich genug!" rief der Kommissar freudig.

"Ja, zu Befehl, Herr Kommissar, aber warum arretiren Sie den Mann nicht, wenn Sie Verdacht gegen ihn haben?"

"Blinkmann," antwortete der Kommissar leise, "wir wollen nicht bloß den Mann — den Dieb — wir wollen auch, wie ich schon sagte — seinen Raub, das Geld, haben. Deshalb dürfen wir uns bei Verbe nichts von irgend welchem Verdacht gegen ihn merken lassen. Sonst schmeißt er Alles lieber in den Fluß, ehe er sich setzen läßt."

Blinkmann sah aus, als begriffe er vollkommen.

"Aber warum soll den Excellenz nichts von alledem wissen, Herr Kommissar?" fragte er wieder ängstlicher.

"Weil der Herr Generalmajor keine Stunde einen ungetreuen Diener im Hause dulden würde. Und selbst wenn er das thäte, würde er Schwermisdorf fortwährend seinen schweren Verdacht merken lassen und dadurch Alles vereiteln."

"Ja, warum soll denn aber gerade ich diesen Paktfattel von Verdacht mit mir herumschleppen, Herr Kommissar?"

"Sie sind der Mann, den wir brauchen, um Alles rauszukriegen, Blinkmann."

"Zu Befehl, Herr Kommissar, aber ich schmeichle mir, allgemein „die liebe Einfach“ oder „der schläfrige Dragoner“ genannt zu werden."

"Gerade deshalb, lieber Blinkmann. Sie haben es ja sonst doch faustdick hinter den Ohren" —

"O bitte, Herr Kommissar" —

"Wollen Sie Ihrem braven, prächtigen Herrn sein Geld wieder verschaffen?"

"Ei zum — zu Befehl, Herr Kommissar, und wenn ein ganzes Carré in die Pfanne gehauen werden müßte. Nur müssen Sie mir immer meine Ordre und Parole geben, Herr Kommissar."

"Darum soll's nicht fehlen, Blinkmann."

\* \* \*

Am Nachmittage dieses ereignißvollen Morgens fühlte sich Herr Apollo Sabinus Müller sehr enttäuscht, als ein Dienstmann ihm die Meldung brachte, Herr Dr. Klammer könne zu seinem tiefsten Bedauern nicht kommen, da er plötzlich einen Vortrag im Verein gegen Hausbettelei habe übernehmen müssen. Herr Müller getraute sich zwar nicht, ein endgültiges Urtheil darüber zu fällen, ob durch diesen Vortrag auch nur ein einziger der Herrn Müller lästigen Hausbettelier sich werde abschrecken lassen, von morgen an die Klingel im Hause zu ziehen, oder ob Herr Dr. Klammer bei seinem vielseitigen Wissen nicht in der Lage sei, auch ohne jede Vorbereitung anregend über dieses geläufige, ja beinahe abgedroschene Thema zu sprechen. Aber soviel war jedenfalls gewiß, daß diese Rede ältere, heiligere Verpflichtungen gegen Apollo Sabinus verletzete. Und die trübselige Folge dieses Wortbruches offenbarte sich für Herrn Müller bereits am nämlichen Abend. Denn im Klub, wo er heute der Löwe des Tages zu sein hoffte, wurde er wegen seines geringen Wissens über den Einbruch der Nacht ungebührlich aufgejoggen.

Noch schmerzlicher berührt war der Hauswirth aber, als er am folgenden Morgen im Stadtblatt den Bericht des treulosen Doktors über den Einbruch beim Stadtkommandanten las. Denn hier war lediglich das mitgetheilt, was Apollo selbst der Schlange, die er mit Rothwein an seinem Busen genährt, anvertraut hatte. Was über dieses dürftige Wissen hinausging, hatte das kleine Bhi der amtlichen Bekanntmachung der Staatsanwaltschaft über den Einbruch entnommen und daraus die so beliebte Rubrik „aus Stadt und Land“ bereichert. Man erfuhr so die muth-

maßliche Ausführung der That, die Höhe des gestohlenen Betrages, die Art und Menge der gestohlenen Werthachen und Gelder und endlich die, Herrn Müller bei solchen Bekanntschaften nicht ungewöhnliche Thatsache, daß der Thäter bis jetzt noch nicht entdeckt sei.

Eine furchtbare Ahnung dümmerte über diesem Blatte in Apollo auf. Er sah tief hinein in eine kleine, aber von Niedertracht schwarze Seele. In den starken Fängen dieser dämonischen List war er sammt zwei Flaschen Rothwein hängen geblieben und gefangen worden:

Wie in unwirthbaren Schlingen  
Sich das biedre Zobel fängt.

Aber gerade diese düstere Erfahrung erschien Herrn Müller bei genauerem Betracht in doppelter Hinsicht als ein höherer Fingerzeig zu dem erhabenen Berufe, zu dem sich Herr Müller bestimmt glaubte: der Polizeipräsident seiner Vaterstadt zu werden. Denn diese düstere Erfahrung nahm Herrn Müller erstlich wieder ein ordentliches Stück Glauben an die Menschheit, den ein Polizeipräsident ja doch ein für allemal aufgeben mußte. Und zweitens trug diese trübselige Erfahrung die deutliche Mahnung in sich, nur auf die eigene Kraft, Zuverlässigkeit und Leistung sich zu stützen. Um nun die eigene Kraft und Leistungsfähigkeit den mit Blindheit geschlagenen Vertretern der öffentlichen Ordnung zu beweisen, legte sich Herr Müller fortan auf eine höchst nachhaltige Ausforschung der Verhältnisse aller Bauhandwerker beim benachbarten Neubau, unter denen allein, seiner Ueberzeugung nach, der Urheber des verwegenen Einbruchsdiebstahls bei „seinem“ Generalmajor gesucht und gefunden werden konnte. Er scheute keine Ausgabe zur Erreichung dieses löblichen Zweckes. Er gab Freibier, in der Hoffnung, daß auch der würzige Bierstoff, nicht bloß der Wein, die Kraft erproben werde, dem Schulbigen die Zunge zu lösen. Er bot den Handwerkern sogar männiglich Darlehen auf kurze Fristen unaufgefordert an, in der Voraussetzung, der Schulbige werde sich bei der Rückzahlung durch einige der gestohlenen Goldmünzen verrathen. Aber keine dieser Hoffnungen ging in Erfüllung. Das in Strömen fließende Bier enthüllte kein dunkles Geheimniß. Und an die Rückzahlung der empfangenen Darlehen dachte nicht ein einziger der lustigen, gottvergnügten Bauhandwerker des Nachbarn.

So verging manche Woche. Schwermisdorf hatte den Dienst seines Herrn verlassen, und in einem der starkbevölkerten Dörfer zunächst der großen Stadt ein kleines Materialwaarengeschäft eröffnet. Er hatte sich etwas gespart und beim Abgang ein schönes Trinkgeld erhalten, auch eine größere Summe in der Lotterie gewonnen. So hatte er Blinkmann gesagt. Der Kaufpreis des kleinen Geschäftes betrug in der That nicht viel. Das hatte Blinkmann erfahren, als er dem Kameraden Kisten und Kasten einräumen half und sah, was dieser bezahlte.

Dem Generalmajor kam Blinkmann seit einigen Wochen sehr verändert vor. Er schien nicht mehr bloß schläfrig, wo es irgend anging. Er schien zerstreut, ja sogar — was bei Blinkmann unerhört war — bis zu einem gewissen Grade nervös. Der Generalmajor sah ihm scharf auf die Finger, beobachtete genau sein ganzes Wesen. Endlich warf er Blinkmann eines Morgens ganz unvermuthet die Frage entgegen:

"Wohl verliebt? hm?"

"Zu Befehl, Excellenz, mir ist nichts bewußt," war die Antwort. Augen scharf links.

"Wird sich finden, Blinkmann, — wenn er mir aber Schnecken tänze vormacht" —

Gänzlich unberührte, vorwurfsfreie Stellung. —

"Schon wieder Urlaub, Blinkmann?" fragte einige Tage darauf der Gebieter. „Vorgerietern stecken Sie den ganzen Nachmittag bei Schwermisdorf. Wohin wollen Sie denn heute?"

"Nach Wallmisdorf zu Speckfuchen mit Kameraden. Nachher giebt's ein Tänzchen."

"Also doch verliebt, Blinkmann?"

"Ich tanze nicht, Excellenz."

"Warum nicht?"

"Ich kann nicht."

"Ab! Punkt neun Uhr Abends antreten."

"Zu Befehl, Excellenz."

(Schluß folgt.)



**\* Kleines Feuilleton. \***

**Allerlei.**

**— Eine Hochzeit im nordamerikanischen Hinterwald.**

Es herrschte große Freude in der kleinen einjährigen, vielversprechenden Ansiedelung. Sie hat Wasserleitung, elektrische Beleuchtung, breite, schön angelegte Straßen und behaglich eingerichtete bewohnliche Wohnhäuser. Sie hat von allerlei Freunden des Lebens schon etwas gekostet. Wettstießen und Wettrennen sind wiederholt veranstaltet; einige alte Veteranen sind mit militärischen Ehren bekränzt worden, es sind zwei Ehescheidungen vorgekommen, aber — noch nie eine Hochzeit! Daher herrschte jetzt große Freude, denn am Weihnachtstage wurde die Verlobung des Fräuleins Penelope, der von Uncle Sam in diesen vorpogenen Winkel entsandten Volksschullehrerin, mit dem Conboten Bill, einem Cherotfee Cowboy, bekannt gemacht. Jedermann, der glückliche Bräutigam mit eingeschlossen, fühlte sein Herz erleichtert bei dieser Nachricht, besonders da Fräulein Penelope schon den 1. Januar zu ihrem Hochzeitstag bestimmt hatte; sie sagte, sie sei nicht für lange Verlobungen, am wenigsten in einer Gegend, wo ein jeder Mann befürchten müsse, durch eine unbedachte Wendung eines Anderen zu veranlassen, den ersten Schuß zu thun. Um die allgemeine Erleichterung hatte es aber folgende Bewandniß: Fräulein Penelope war unstreitig die Schönheit der Ansiedelung. Sie war seit geraumer Zeit der Gegenstand der gleichzeitigen Verehrung von sechs edlen Cowboys gewesen und seitdem hatte in der Ansiedelung allgemeine Schwinde geherrscht. Man besorgte, die sechs Freier möchten einander allmählich aus dem Wege räumen und das würde dem Ansehen des Ortes erheblichen Abbruch thun, zumal in dem Jahre der Volkszählung. Es war ein Glück für Alle, daß Fräulein Penelope eine Dame von Takt war und niemals den Kopf verlor. Jeder der Freier hatte ihr seinen Antrag gemacht und aus irgend einem rein weiblichen Triebe hatte sie einem Jeden ein klein wenig Hoffnung gemacht. Der Ernst der Lage wurde ihr erst klar, als plötzlich eines Tages während des Besuches einer ihrer Verehrer eine Kugel durch das Fenster ihres Salons drang; jetzt sah sie ein, daß sie sich zu entscheiden habe. Einsehen und Handeln war eins bei ihr. Am nächsten Abend versammelten sich die sechs Freier um ihren Kamin; sie hatte Jedem eine Einladungskarte geschrieben, auf der die Buchstaben R. V. S. P. standen. In Folge dessen erschienen sie Alle unbewaffnet, denn R. V. S. P. bedeutet in der feinen Gesellschaft der Ansiedelung Rendez-vous sans pistoles. Nachdem Fräulein Penelope ihren Gästen eine leichte Erfrischung gereicht hatte, theilte sie ihnen in einer kurzen Ansprache mit, daß sie sie Alle von Herzen, wenn nicht mit Leidenschaft liebe; und wenn es anginge, möchte sie sie Alle nacheinander heirathen, da das Leben der Männer in dieser Gegend doch unsicher sei. Aber das ginge doch nun einmal nicht, und als gute Patriotin wünschte sie die Frage auf gültigem Wege erledigt zu sehen, ohne die nöthige Einbuße an der Einwohnerzahl der Stadt. Da nun gerade das Weihnachtsfest bevorstehe, wisse sie keinen besseren Ausweg, als die Herren um ihren Weihnachtsbaum zu versammeln. Sie werde einem Jeden ein kleines Packet bescheeren. Das erste sollte ein Paar mexikanische silberne Sporen enthalten, das zweite einen Zügel, das dritte eine Fangschlinge. In das vierte wollte sie eine nickelplattirte Pistole mit einem elfenbeinernen Griff packen; in dem fünften werde sich eine Anweisung auf einen Sattel befinden, in dem sechsten aber ihre eigene Photographie und mit dieser das Recht auf ihr Herz und ihre Hand. Jeder der Freier solle sein Packet selbst wählen, der Vortritt aber durch das Loos entschieden werden. Dieser Vorschlag wurde warm angenommen, die sechs Cowboys versprachen einander ewige Freundschaft. Weihnachten kam, die Geschenke wurden vertheilt, dem Conboten Bill fiel der Preis zu. Die Woche zwischen Weihnachten und Neujahr verstrich schnell genug, und am Neujahrsmittage versammelte sich die ganze Ansiedelung in der kleinen tragbaren Kathedrale am „Westende“, um der ersten Hochzeit beizuwohnen. Unter den Klängen des „Melodeons“, welchem der Musikdirector der Stadt eine kleine Nachahmung von Mendelsjohns Hezeitsmarsch entlockte, marschirte Fräulein Penelope am Arme des Bürgermeisters dem Altare zu,

wo der Conboten Bill und sein Trausführer, der Peter aus Nevada, bereits ihrer harrieten. Als die Braut die Altarstufen betrat, machte Bill Miene, ihr entgegenzugehen; plötzlich aber hielt er inne, denn aus der Rocktasche seines Begleiters ertönte ein verdächtiges kleines Geräusch, wie von einer Waffe. Dann trat Peter vor und bot der Dame die Hand. Sie war etwas erschauert über das sonderbare Gebahren, zog ihre Hand zurück und sah den vermeintlich Unverschämten fragend an. Doch der sprach: „Es ist Alles in Ordnung, Bill wird Ihnen Alles erklären.“ Und Bill sprach: „Ja, Penelope, es ist Alles in Ordnung. Die nickelplattirte Pistole mit dem elfenbeinernen Griff war zu schön, ich konnte nicht widerstehen, als Peter mir den Tausch anbot.“ Die Braut erröthete, Bill und Peter wechselten ihre Plätze, Peter bot ihr nochmals die Hand, sie nahm sie und sprach: „Es ist Alles in Ordnung.“ Und nun wurde die Hochzeit unter allgemeinem Jubel gefeiert.

**— Frau Peary unter Eskimos.** Der amerikanische Lieutenant Peary, der gegenwärtig in Nordgrönland mit seiner Expedition überwintert, wurde bekanntlich auf seiner ersten Expedition nach Grönland im Jahre 1891/92 von seiner Frau begleitet, die mit ihm die Ueberwinterung an der Mac Cormick-Bai, die auf 77° 43' n. Br. und etwa 160 Kmtr. südlich von dem von Kane entdeckten Humboldt-Gletscher liegt, mitmachte. Noch niemals hatte eine weiße Frau diese Gegenden betreten, und so ist es denn erklärlich, wenn Frau Peary von den Eingeborenen fast wie ein übernatürliches Wesen betrachtet wurde. Da sie bei Herstellung der Bekleidung für ihren Mann zu dessen großer Schlimmerreise von den Eskimofrauen unterstützt wurde, hatte sie beste Gelegenheit, diese gründlich zu studiren. In ihrem umlangst erschienenen Tagebuch beschreibt sie die eigenthümliche Weise, wie die Eskimoweiber die Felle, aus denen die Pelztracht ihres Mannes genäht wurde, bearbeiten. Zuerst wurden die Felle von allen Fettbestandtheilen gereinigt, nach allen Seiten gestreckt und an der Luft getrocknet. Dann machten sich die Eskimofrauen daran, die Felle zu durchfauen und auszufaugen, um die letzten Fettbestandtheile zu entfernen. Dies ist eine so anstrengende Arbeit, daß die damit beschäftigten Weiber, die Männer geben sich damit nicht ab, ihren Kinnbacken jeden zweiten Tag Ruhe gönnen müssen. Eines Tages half eine Wittve mit drei Kindern Frau Peary bei der Ausrüstung zu der bevorstehenden Schlimmerreise. Als Frau Peary die Eskimofrau fragte, ob sie noch mehr Kinder hätte oder gehabt habe, begann diese zu weinen und verließ die Hütte, ohne ein Wort zu sagen. Frau Peary fragte eine der andern Eskimofrauen, was dies zu bedeuten habe, worauf die Gefragte in vorwurfsvollem Ton erwiderte, daß Frau Peary nicht recht gethan habe, die Wittve mit solcher Frage zu betreiben. Sie hätte nämlich erst vor einigen Tagen ihr jüngstes Kind, das noch nicht laufen konnte, erdroffelt, was ihr Niemand verdenken könne, da eine Wittve nicht darauf zu rechnen habe, sich von Neuem zu verheirathen, so lange sie so kleine Kinder habe, die sie auf dem Rücken tragen müsse. So geplagte Geschöpfe die Eskimoweiber auch sonst sein mögen, so haben sie doch wenigstens von den civilisirten Frauen eine Freiheit voraus. Wenn die Eskimofrau nämlich nach einjähriger Ehe zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß ihr Mann nicht so ist, wie sie ihn gehofft und sich vorgestellt hatte, kann sie ihn ohne Weiteres verlassen und zu ihren Eltern zurückkehren, um sich nach einem anderen Ehegenossen umzusehen. In einer Beziehung fand Frau Peary sowohl die männlichen wie die weiblichen Bewohner Grönlands einander gleich, nämlich in der Unjauberkeit. Was Keinlichkeit heißt, ist ihnen völlig fremd, und ohne das geringste Gefühl der Unbehaglichkeit dulden sie eine unbegrenzte Zahl alles möglichen Ungeziefers auf ihrem Leibe. Als Frau Peary einst ihren Mann auf einer achtstägigen Schlimmerfahrt begleitete, zog sie es aus diesen Gründen auch vor, lieber unter freiem Himmel als in den über alle Beschreibung schmutzigen Hütten der Eingeborenen zu schlafen. Ihre warme Pelzkleidung war trotz der niedrigen Temperatur auch vollständig genügend, um sie gegen die Kälte zu schützen. Frau Peary hat ihren Gästen auch auf der gegenwärtigen Forschungsreise begleitet. Die Expedition überwintert gegenwärtig im Wallfischbund, nicht weit von der vorigen Ueberwinterungsstelle. Bei Anbruch des Frühjahrs beginnt die große Schlimmerreise nach der Independence-Bai, dem Endpunkt der vorigen Expedition.

men Be-  
hen und  
Bekannt-  
äter bis  
  
Blatte in  
Nieder-  
tomischen  
geblieben  
  
Müller  
höherer  
Müller  
stadt zu  
Müller  
nschkeit,  
i mußte,  
e Mah-  
Leistung  
fähigkeit  
en Ord-  
ne höchst  
idwacker  
Ueber-  
liebstahts  
i konnte.  
Zweckes.  
e Bier-  
e, dem  
n fogar  
i, in der  
e durch  
e dieser  
nde Bier  
ung der  
en, gott-  
  
en, und  
n Stadt  
h etwas  
n, auch  
hatte er  
s betrug  
als er  
ah, was  
  
Woche  
wo es  
i Blinks-  
nervös.  
n beobachtete  
n eines  
  
war die  
ir aber  
  
e Tage  
n Nach-  
te“  
Nach-



Hier theilt sich dann die Expedition. Ein Theil unter Peary wird die Inselgruppen nördlich von Grönland erforschen und bei günstigen Eisverhältnissen gegen den Nordpol vordringen. Ein anderer Theil wird den noch unerforschten Küstenstrich von Independence-Bai und Cap Bismarck untersuchen und auf der Karte festlegen und dann quer durch Grönland nach dem Winterquartier zurückkehren.

**Pfarrer Kneipp im Vatikan.** Dem Pariser „Figaro“ wird aus dem Vatikan bestätigt, daß Papst Leo sich einige Zeit lang der Behandlung durch den Pfarrer Kneipp aus Wörriehofen unterzogen hatte, und der Gewährsmann des „Figaro“ weiß einige interessante Details dieser Kur zu erzählen. Der Papst entschloß sich zu diesem Versuche auf den Rath des Cardinals Monaco La Salletta, dem die Behandlung des Pfarrers Kneipp zwar nicht gut angeschlagen hatte, aber vorübergehend fühlte er doch eine Erleichterung seines Leidens und hielt es für seine Pflicht, den Papst auf den heilkräftigen Pfarrer aufmerksam zu machen. Der Papst ist seit einiger Zeit von Leibsichmerzen heimgejucht und hat auch ein kleines Leiden am linken Knie. Er ließ den Pfarrer Kneipp zu sich kommen, und dieser erklärte, daß es nur einiger Abreibungen mit kaltem Wasser bedürfe, um das Knie zu heilen, und daß die Leibsichmerzen dem schwarzen Brot nicht Stand halten werden. Die Kur begann, Pfarrer Kneipp bemerkte bei dieser Gelegenheit, daß er noch nie so magere Beine gesehen habe, wie die des Papstes. Er nahm auch Abreibungen der Brust und der Arme vor, aber ohne besonderen Nutzen für den geizigen Patienten. Was die Leibsichmerzen betrifft, so nahmen sie bei dem Genuße des schwarzen Brotes nur zu. In der Umgebung des Papstes entstand bald die größte Beunruhigung über diese Kur. Einige Cardinale wendeten sich an den Staatssekretär Cardinal Rampolla und baten ihn, seinen Einfluß beim Papste aufzubieten, damit derselbe sich nicht länger einer Behandlung unterwerfe, die bei seinem Alter höchst gefährlich sein müsse. Der Cardinal-Staatssekretär zögerte lange, dies dem Papste vorzustellen, da derselbe in seinen persönlichen Angelegenheiten nicht gerne fremden Rath annimmt. Endlich aber wagte er es doch, dem Papste die allgemein getheilten Bedenken mitzutheilen, und da sich Papst Leo gerade etwas unwohl fühlte, ließ er den Pfarrer Kneipp bitten, seine ärztlichen Visiten einzustellen. Für den guten Pfarrer war dies allerdings eine bittere Enttäuschung. Die Vertrauten aber erzählen die absonderlichsten Dinge über die ärztliche Methode des Pfarrers Kneipp. Bei der ersten Konsultation sagte er, zum größten Erstaunen des Papstes, denselben plötzlich am Ohr. „Was machen Sie da?“ fragte der Papst. „Seiliger Vater“, — erwiderte Pfarrer Kneipp — „ich muß mich erst überzeugen, ob Sie meine Behandlung vertragen, und deshalb muß ich vor Allem sehen, ob der Blutlauf zum Ohr gut ist.“ — Die Neue Freie Presse bemerkt zu diesem Bericht: In Berichten aus Wörriehofen wurde bekanntlich zu leugnen versucht, das Kneipp beim Papst durch eine Kaltwasserkur ungünstige Resultate hervorgerufen habe; es wurde bloß zugestanden, daß Papst Leo den Kneippischen Kaffee als Arcanum benützte und sich darauf recht wohl befunden habe. Briefe, die Kneipp selbst aus Rom geschrieben, sowie seine Aeußerungen einigen Interviewern gegenüber waren bezüglich der Kur des Papstes ungemein zurückhaltend, was eher für die pessimistische Version des „Figaro“ sprechen würde. Doch versicherte Montignone Kneipp zugleich in seinen Briefen, daß er von Leo XIII. mit liebenswürdigen Aufmerksamkeiten überhäuft worden sei.

**Amerikanische Studenten-Streiche.** New-Yorker Blätter erzählen: Das übliche Jahresfestmahl der jüngeren Semester der Cornell-Universität in Ithaca (New-York) gab diesmal zu so skandalösen Szenen Veranlassung, daß man im Auslande einen traurigen Begriff von der Jugend der amerikanischen Hochschulen gewinnen muß. Früher begnügten sich die älteren Semester, die mit den „Füchsen“ stets im Kampfe liegen, damit, das jährliche Fuchsmahl zu hintertreiben oder den Jungen irgend einen anderen thörichten Streich ähnlicher Art zu spielen. Aber seit einigen Jahren ist der traditionelle Kampf zwischen den bemoosten Häuptern und den Neulingen in einen wahren Indianerkrieg ausgeartet, und in diesem Jahre ist bei dem Jahresfestmahle eine Person durch fremde Schuld um's Leben gekommen, und das Leben zahlreicher Studenten war ernstlich bedroht. Die von den Alten so übel behandelten Studenten des ersten Jahrganges hatten aus Furcht vor irgend einem dummen Streiche bis zum letzten Augenblicke das Datum ihres Festmahles geheim gehalten; das trug nur dazu bei, die Erbitterung der

Alten zu erhöhen. Als die Füchse sich, etwa 350 Mann stark, am Abend zur Library Hall begaben, wo das Festmahl stattfinden sollte, wurden sie von den alten Herren überfallen und mit Stockschlägen, Steinwürfen und faulen Eiern tractirt. Der Kampf war so wild, daß zwanzig Polizisten, die sofort herbeigezogen waren, die größte Mühe hatten, die Kämpfer zu trennen. Mehrere Junge wurden verwundet und man mußte sie in ihre Wohnungen schaffen. Die Alten stellten sich, als wichen sie der höheren Gewalt der Polizei, und das Festmahl konnte endlich beginnen. Aber die „Jungen“ waren noch nicht am Ende ihrer Leiden, denn kurz darauf wurde der Festsaal und ein angrenzendes Zimmer, in welchem die Teller gewaschen wurden, von einem ekelhaften und ersüßenden Gase erfüllt. Die Alten hatten sich nämlich unterhalb des Saales einen mit Schwefelgas gefüllten Apparat aufgestellt und die Zimmerdecke derart durchbohrt, daß die Gasausflüsse mittelst Kautschukschläuche in die oberen Räume bringen mußten. Eine Frau, Namens Jackson, die die Teller reinigte, erlitt den Erstickungstod. Mehrere Studenten sanken ohnmächtig zu Boden; man mußte sie hinaus schaffen. Einige befinden sich noch in einem kritischen Zustande. Die Behörden von Ithaca haben eine Untersuchung eröffnet, die zur Folge hatte, daß zahlreiche arg bloßgestellte Studenten verhaftet wurden und vor den Richter gestellt werden sollen.

### Räthselecke.

(Nachdruck verboten.)

#### Kreuz-Arithmogryph.

			<b>1</b>							ein Buchstabe,
		<b>3</b>	<b>2</b>	<b>5</b>						ein Mineralgemenge,
	<b>7</b>	<b>2</b>	<b>3</b>	<b>6</b>	<b>7</b>					ein Kampfsplatz der alten Römer,
	<b>1</b>	<b>4</b>	<b>1</b>	<b>4</b>	<b>2</b>	<b>4</b>	<b>5</b>			eine Kulturpflanze,
<b>1</b>	<b>2</b>	<b>3</b>	<b>4</b>	<b>5</b>	<b>6</b>	<b>7</b>	<b>8</b>	<b>9</b>		eine Stadt in der Rheinprovinz,
	<b>8</b>	<b>2</b>	<b>7</b>	<b>6</b>	<b>7</b>	<b>8</b>	<b>9</b>			ein berühmter deutscher Maler,
		<b>1</b>	<b>2</b>	<b>7</b>	<b>6</b>	<b>5</b>				ein Vulkangewinde,
		<b>7</b>	<b>8</b>	<b>9</b>						ein Ausruf,
				<b>9</b>						ein Buchstabe.

#### Buchstaben-Räthsel.

Ich ging einmal beim ersten Morgengrauen Durch's Wort mit **L**, dem Lärm der Stadt entrückt; Das Wort mit **u** war überall zu schauen, Doch ohne Reiz, der sonst so reich es schmückt. Unscheinbar blieb es, bis vom Berg zur Linken Ein Sonnenstrahl die Nebelwand durchdrang; Da gab es rings ein farbenreiches Winken, Begrüßt von lautem, frohem Vogelstang. So ist's auch mit dem Wort mit **t**, dem guten, Das wir verrichten, ohne höh'ren Werth, Wenn's Menschenliebe nicht mit ihren Kluthen Gleich einem gold'nen Sonnenstrahl verklärt.

#### Palindrom.

Messe war in einem Städtchen Und mit Augen voll Begier Sah das Wort ein kleines Mädchen In den Buden dort und hier. „Könn' ich von den schönen Sachen,“ Rief das Mädchen feufzend aus, „Eine mir zu eignen machen!“ „Wie beglückt kam' ich nach Haus!“ Aber leer ging's bald vom Orte Und betrübt in hohem Maße, Weil's vom umgekehrten Worte Nicht ein Hunderttel besaß.

#### Anfösungen der Räthsel aus Nr. 65.

Des Kapfel-Räthfels: 1) Elba, 2) Zigel, 3) Gast, 4) Reid, 5) Erwin, 6) Rang, 7) Gant, 8) Gtsch, 9) Reiber, 10) Dachs, 11) Jar, 12) Senf, 13) Tanz, 14) Gens, 15) Ostern, 16) Leo, 17) Dame, 18) Erfolg, 19) Segel, 20) Warze, 21) Eugen, 22) Reh, 23) Terzett, 24) Haut.

Eigner Herd ist Goldes werth.

Der dreisilbigen Charade: Erblumen.

Des Zahlen-Räthfels: Armut.

Verantwortlicher Redakteur Dr. R a c h e. — Notationsdruck der „Halle'schen Zeitung“ Halle (S.), Leipzigerstr. 87.